

Zeitschrift: Neues Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 7 (1901)

Artikel: Redensarten und Sittenschilderungen in den Schriften Thomas Murners
Autor: Ischer, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-127720>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Redensarten und Sittenschilderungen in den Schriften Thomas Murners.

Von Dr. Rudolf Ischer.

Einleitung.

Thomas Murner ist für uns Berner ein wohlbekannter Mann, wenn auch seine Beziehungen zu Bern nicht freundlicher Art waren. 1508 kam er hierher ins Kloster der Franziskaner als Lesemeister und war während des berühmten Feyerhandels zugegen, dessen Geschichte neuerdings in ein anderes Licht gerückt worden ist. (Vgl. R. Paulus: „Ein Justizmord an vier Dominikanern begangen.“ Frankfurt a. M. 1897 und R. Steck: „Der Berner Feyerprozeß in neuer Beleuchtung“, Schweizerische Theologische Zeitschrift 1901, S. 13—29 und S. 65—91). Murner selbst nahm als Franziskaner an dem Handel großes Interesse und beschrieb ihn sofort in zwei Schriften, einer lateinischen und einer deutschen. Die erstere führt den Titel: „De quatuor heresiarchis ordinis Praedicatorum de obseruantia nuncupatorum apud Suitenses in civitate Bernensi combustis. Anno Christi MDIX. — Ad Joannem Scotum doctorem subtilem.“ Sie ist abgedruckt bei Hottinger im 5. Teil der Hist. Eccles. p. 334—414. Von dieser Schrift sagt Paulus (a. a. O. 5): „Als Quelle kann also Murners Abhandlung kaum in Betracht kommen. Leider ist diese unzuverlässige Parteischrift für die Dar-

stellung des Fegerhandels maßgebend geworden. Wie im 16. Jahrhundert, so wird sie auch heute noch, sowohl auf katholischer als auf protestantischer Seite, als Hauptquelle benutzt.“ Steck sagt dagegen (a. a. O. 21): „Er (Murner) war also zur Zeit des Prozesses in Bern anwesend und sein Bericht, der allerdings noch feindseliger ist, als der Anshelms, hat insofern einen gewissen Wert. So hat er die Form, in der das Urteil publiziert wurde, wie es scheint am treuesten erhalten, die Akten geben da nicht die kürzeste Fassung. — — — — — Murners Schrift ist lateinisch in Hottingers historia ecclesiastica novi Testamenti V, 410 ff. aufgenommen und deutsch in J. J. Simmlers Sammlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengeschichte, vornehmlich des Schweizerlandes, Zürich 1757, I, 54—99.“

Murners deutsche Schrift über denselben Gegenstand ist betitelt: „Von den vier feheren Prediger | ordos der obseruants zu Bern | im Schweyzerland verbrannt in de jar noch | Christi geburt MCCCCCIX uf den nechste | donderstag noch Pfingsten. Mit vil schöne figürlin un̄ lieblichen | rehmisprüchen newwlich geteutschet.“ — Holzschnitt der Hinrichtung. Darunter die Zeilen:

„Wer sich des nimpt übelß an
Dz ich die sach beschriben han
Der schaff dz solichs nym geschee.
So schweig ich das un̄ anders me.“

Das Exemplar der Berner Stadtbibliothek ist sehr gut erhalten. Es sind 86 Blatt ohne Zählung, aber bezeichnet von aij bis viiij. Zu beiden Seiten des Textes sind Randleisten. Daß diese Dichtung von Thomas Murner herrührt, und daß sie sein erstes poetisches Werk

in deutscher Sprache ist, wird nun von niemand mehr bestritten. Anders aber steht es mit dem Verhältnis des Gedichtes zu den Fassungen bei Hottinger und Simmler. W. Uhl sagt nämlich in der Vorrede zum Neudruck der „Gäuchmatt“ (Leipzig 1896, S. 3): Die direkte Quelle der letztgenannten Schrift wiederum, und mithin auch jener in der Gäuchmatt benutzten Partie, war ein alter Druck in 4°, f. l., 5 Bogen deutscher Prosa, abgedruckt in Simmlers Sammlung 2c. (folgt vollständiger Titel, aber mit falscher Jahrzahl 1767 statt 1757)

— — — — — Murner hat sich bei den „flier feheren“ die Sache sehr leicht gemacht und meistens nur, häufig unter Beibehaltung derselben Ausdrücke und Wendungen, die vor ihm liegende Prosa des alten Druckes in Reimpaare umgesetzt.“ — S. 228 sagt der nämliche Herausgeber der „Gäuchmatt“: „Im übrigen sei noch bemerkt, daß Murners Buch 2c. auf dem Titelblatte den Zusatz trägt: Mit vil schöne figürlin 2c. neulich geteuticht (zuerst übersetzt). Das scheint darauf hinzuweisen, daß Murner eine lateinische Vorlage benutzte, die auch dem alten Druck zu Grunde gelegen hat. Es ist dies wohl die Beschreibung des Feherhandels seitens eines Ungenannten bei Hottinger im 5. Teil der Historia ecclesiastica p. 334—414.“

Uhls erste Behauptung, daß die Schrift bei Simmler Murners Quelle gewesen sei, wird von ihm selbst eigentlich hier schon im Grunde nicht mehr aufrecht erhalten. Eine genauere Vergleichung zeigt in der That die Unhaltbarkeit. Zum Beweise diene zunächst die Stelle, welche von der Ausführung des Betruges in Bern handelt. Bei Simmler steht:

„Zulezt beducht si beraten sein, die Sach anzu-

fachen im Schwizerland und namlich zu Bern, da si ein Kloster von der Observants hetten. Und das uß der ursach, wan da wer das Volk bäurisch und ungelert, wie wol stryktbar und mächtig, und wa ir Sach etwas ein Fürgang gewin, so wurden si inen mit Gewalt helffen beschützen und war machen.“

Dieselbe Stelle bei Murner lautet:

„Do ist nit vil der künst bekannt.
Sye seind einfeltig, güt zu betriegen
Und merken nit eins yeden liegen.
Wann wir sye überreden können,
So glaubt mir das, ir werdent innen,
Dz es niender geschehe baß.
Dann wo sye uns gelouben das,
So bhaupten sye das mit dem spieß,
Ob es schon alle Welt verdrieß.“

Wenn auch der Inhalt dem Sinne nach übereinstimmt, so ist doch der Unterschied im Ausdruck auffällig, und jedenfalls sieht man schon, daß Murner, gesetzt, er habe diese Quelle benutzt, sich „die Sache“ nicht „sehr leicht gemacht und dieselben Ausdrücke gebraucht hat“. Besonders lehrreich ist aber eine Vergleichung des Abschnittes „Des brüders vergichten“, worauf Uhl viel Gewicht legt. In der Prosadarstellung sind es 22 Artikel, kurz, in der 3. Person abgefaßt. Bei Murner sind 20 Artikel, wobei Jeder überall in der ersten Person spricht. Der allgemeine Inhalt stimmt ziemlich überein, nicht aber der Inhalt der einzelnen Artikel, worin sich vom 11. an große Unterschiede zeigen. Der Prosabericht hat hier eine ausführliche Darstellung von dem Zaubertrank, der von dem Alu-

minaten Lazarus aus Bamberg mit dem Blute eines Judenkindeß hergestellt und den Dominikanern zugestellt worden sein sollte. Diese ganze Ausführung fehlt bei Murners Artikeln, die von da an nicht mit denjenigen bei Simmler übereinstimmen. Die zwei überzähligen Artikel bei Simmler berichten von dem Diebstahl des Subpriors und der Entwendung der Kleinodien, wovon bei Murner schon im 17. und 18. Artikel die Rede ist. Murner ist weit ausführlicher. Was bei Simmler auf 2 Druckseiten erzählt wird, bildet bei Murner den Inhalt von über 400 Versen. Die Verschiedenheit ist also bedeutend. Endlich ist auch nicht einzusehen, warum Murner eine deutsche Prosaquelle hätte benützen müssen, da er ja selbst persönlich in Bern war. Die Darstellung bei Simmler ist also nicht Quelle von Murners Gedicht.

Welches ist nun aber das Verhältniß des Simmler'schen Druckes zu der lateinischen Darstellung bei Hottinger? Die *confessata fratris* sind auch hier wertvoll zur Vergleichung. Die lateinische Fassung hat 20 Artikel, wie bei Murner. Vom 12. Artikel an stimmen Hottinger und Simmler nicht überein. Die Vergleichung zeigt, daß die deutsche Erzählung nicht als Uebersetzung der lateinischen gelten kann, höchstens als freie Bearbeitung, mit zahlreichen Zusätzen. Vom 12. bis zum 15. Artikel wird bei Simmler über die Zaubereien des Lazarus und die künstlichen Wunden Jekers berichtet, während bei Hottinger hier von den Vergiftungsversuchen und der Wirkung des Trankes die Rede ist. Der Inhalt des 21. und 22. Artikels bei Simmler (Diebstahl) steht bei Hottinger im 17. und 18., wie bei Murner. Daraus ergibt sich, daß die deutsche Prosa-

darstellung weder mit Murners Gedicht noch mit der lateinischen Fassung übereinstimmt, während andererseits sich der engste Zusammenhang zwischen Murners Gedicht und der lateinischen Prosa zeigt. Murner ist allerdings ausführlicher, aber die Zahl der Artikel (20) und der Inhalt stimmt, nur daß der Zauber des Illuminaten bei Murner im 11. Artikel fehlt.

Das Verhältniß ist also folgendermaßen festzustellen: Die Schrift „De quatuor heresiarchis“ u. ist Murners Werk und nicht bloß Murners Quelle, wie Uhl (S. 228) annimmt, noch weniger ein Werk des Valerius Anshelm, dem sie Leu (Helvetisches Lexikon 1747, I 238) zuschreibt. Schon Bächtold in der Einleitung zu „Niklaus Manuel“ (Frauenfeld 1878, S. XIV) und nach ihm Balke nannten Murner als Verfasser, ohne indessen den Nachweis zu führen, während Goedeke (Grundriß, 2. Aufl. II 216) die Schrift nicht erwähnt. Der Dichter hat, wie dies auch bei seinen spätern größeren Dichtungen oft der Fall gewesen ist, den Stoff zuerst in lateinischer Prosa behandelt und dann in deutsche Reimpaare umgedichtet. Was die deutsche Darstellung bei Simmler betrifft, so geht es nicht an, sie mit Steck (a. a. O. S. 21) schlechtweg als Uebersetzung von Murners lateinischem Text zu geben, höchstens mit Paulus (a. a. O. S. 4) als freie Bearbeitung. Bei der bloß allgemeinen Uebereinstimmung im Inhalt und den Verschiedenheiten im einzelnen liegt aber die Vermutung nahe, daß es eine selbständige Darstellung eines andern gewesen ist.

Wer der Verfasser dieser deutschen Prosadarstellung ist, läßt sich nicht leicht feststellen. Simmler schreibt sie dem Berner Niklaus Manuel zu, der ja den Handel auch in gebundener Rede erzählt habe. Leu (a. a. O.

1757, Bd. XII. 492) hat dieselben Angaben, und beide erwähnen eine französische Uebersetzung der Erzählung durch Manuel. Die Angabe ist aber längst als irrtümlich erkannt, schon deshalb, weil man von Manuel nichts Schriftliches kennt, das vor dem Jahre 1522 anzusehen wäre. Murners Gedicht wurde jedenfalls Manuel zugeschrieben, weil es anonym war, und weil man von Manuel polemische Dichtungen gegen die Kirche kannte. So wurde ihm dann auch die Prosadarstellung zugeschrieben. Was die französische Uebersetzung betrifft, die 1566 in Genf unter dem Namen Niklaus Manuels erschien, also dreißig Jahre nach Manuels Tode, so ist deren Verfasser wohl des Dichters gleichnamiger Sohn. Wer die Schrift bei Simmler verfaßt hat, bleibe also vorläufig dahingestellt. Es genügt zu wissen, daß sie weder Murners Werk noch seine Quelle gewesen ist.

Murners weitere Beziehungen zu Bern sind bekannt. Aus Straßburg vertrieben, floh er nach Luzern, errichtete dort eine Druckerei und griff die Berner nach der Disputation vom Jahre 1528 in Schmähschriften heftig an, z. B.: „Das unchristenlich fräßen, ungelehrt und unrecht Ausrufen und Fürnehmen einer loblichen Herrschaft von Bern, ein Disputation zu halten in ihrer Gnaden-Stadt wider die Gemeine Christenheit, wider das Heil. Gottes Wort, wider das Evangelium Jesu Christi, wider die Heil. Schrift des neuen Testaments, wider den wahren alten Christlichen Glauben und wider alle Menschliche Frommheit und Ehrbarkeit“; „Des alten Bären Testament“; „Des Bären Zahnbrechen“. Bern verlangte daraufhin von Luzern Murners Bestrafung. Die Sache zog sich aber hin, und schließlich ließen die Luzerner Murner entweichen. Das Nähere über den

Streithandel findet man bei Hibber: „Doktor Thomas Murners Streithandel mit den Eidgenossen von Bern und Zürich“ (Archiv für Schweizerische Geschichte, Band X, Zürich 1855, S. 272—304).

Wenden wir uns nun zu der neueren Litteratur über Murner. Seit Gödefes Einleitung zur „Narrenbeschwörung“ und Charles Schmidts Abschnitt über Murner in seiner *«Histoire littéraire de l'Alsace»* (Paris 1879, Bd. II. 209 bis 315) ist die Murner-Forschung in ein neues Stadium getreten. Die übliche Verdammung des Dichters hat aufgehört. Gödefe nahm den Charakter Murners in Schutz und entfernte fast jede Spur von Tadel; Schmidt suchte die richtige Mitte zu treffen mit Zurückweisung aller Verleumdungen. Das litterarische Verdienst Murners wurde schon viel früher gewürdigt von H. Kurz in der Einleitung zur Satire: „Vom Lutherischen Narren“ (Zürich 1848).

Namentlich durch Neudrucke Murner'scher Schriften ist in neuer und neuester Zeit viel für die Kenntnis des Dichters geschehen. Auf Gödefes Neudruck der „Narrenbeschwörung“ (1879) folgte ein Neudruck von Balke in Kürschners *Nationallitteratur* (Bd. 17) und nach der Originalausgabe einer von M. Spanier in den Halle'schen Neudrucken (1894). Die „Schelmenzunft“ wurde ebenfalls von Balke (a. a. O.) und von E. Mathias in den Halle'schen Neudrucken herausgegeben (1890). Balke hat auch die Schrift vom „Lutherischen Narren“ in seine Sammlung aufgenommen. Die „Geistliche Badenfahrt“ gab E. Martin heraus im ersten Jahrgang der „Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen“ (Straßburg 1889). Endlich erschien auch die „Gäuchmatt“ in dem oben erwähnten Neudruck,

herausgegeben von W. Uhl (Leipzig 1896). Max Rieß stellte in seinen „Quellenstudien zu Murners satirisch-didaktischen Dichtungen“ (Berliner Diss. 1890) in hübscher Weise Murners Verwertung und Umdeutung der Brant'schen Holzschnitte dar. Im übrigen sei noch verwiesen auf E. Martins Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie und auf Gödke's Grundriß, 2. Aufl. II. 214 ff. Auch Balke hat eine ausführliche Biographie. Die beste ist aber die genannte von Schmidt.

Alle diese Ausgaben und Abhandlungen wurden für die vorliegende Arbeit benützt. Außerdem lagen mir zwei alte Drucke der Berner Stadtbibliothek vor, neben der Schrift „Von den vier teyeren“ u. die „Gäuchmatt“, leider ohne Titel, aber sonst durchaus mit dem von Uhl beschriebenen Berliner Exemplar übereinstimmend. Am Schlusse steht: „Gedruckt in der loblichen Stadt Basel durch Adam Petri von Langendorff. M. D. XIX. an de fünfften tag im April.“ — Der Berner Druck ist also als siebentes Exemplar den bei Uhl (S. 5) aufgezählten beizufügen.

Wir wenden uns nun zu unserem eigentlichen Gegenstande, den Redensarten und Sittenschilderungen bei Murner. Die Redensarten bedürfen keiner besonderen Einführung bei ihrem sprachlichen Wert und bei der nahen Beziehung zu unserem Dialekt. Bei den Sittenschilderungen aber muß eine Bemerkung vorausgeschickt werden, um Mißverständnisse zu verhüten. Die Sitten werden hier geschildert auf Grund der Werke des Dichters und Satirikers Murner. Sie geben darum kein absolutes, historisch genaues Bild der Kulturzustände, so wenig wie etwa Gotthelf's graufige Erzählung von den fünf Mädchen oder die Späße eines

Wizblattes. Die kulturhistorische Grundlage ist natürlich vorhanden, aber der Sittenmaler wählt die Farben nach seinem Belieben und trägt sie dick auf, wo es ihm paßt. Dichtungen sind keine Kulturgeschichte; wohl aber kann auch der Historiker mit Vorsicht aus ihnen Nutzen ziehen, wie etwa L. Friedländer die Epigramme Martials in seiner Sittengeschichte Roms beigezogen hat. Die nachstehenden Schilderungen geben aber die Sitten der Reformationszeit so, wie Murner in seinen Gedichten sie darstellt.

Die Redensarten

bei Murner sind zum Teil wohl Sprichwörter, zum Teil aber machen sie ganz den Eindruck, als seien sie originelle Erfindung des Dichters. Allen gemeinsam ist eine gewisse Verbheit, die in der Sprache und Sitte der Zeit ihre Quelle hat und nicht bloß Murners Eigentümlichkeit ist, sondern sich bekanntlich auch bei Luther findet. Ueber diese Verbheit muß man hinwegsehen, um der Eigenart der Sprache gerecht zu werden.

Die Hauptwerke Murners, aus denen wir die Redensarten entnehmen, sind satirische Schriften über Narren und beschäftigen sich also vorwiegend mit Dingen, welche die Narren thun. Narr, Gauch (eig. Ruckuck) und Schelm werden von Murner gleichbedeutend gebraucht, nur scheint er unter Gäuchen speziell verliebte Narren zu verstehen, während Schelme bössartige Narren sind. Im folgenden habe ich die verwandten Redensarten in Gruppen gebracht.

Besonders zahlreich sind die Wendungen, die Murner für den Begriff betrügen gebraucht: ein

wechsen Nas machen, (N. B.) für Geistliche, die die Schrift falsch auslegen oder sich selbst nicht danach richten; ein loch durch ein brief reden (N. B.) heißt eine Urkunde auf betrügerische Weise ungültig machen. Den Ausdruck die federn spizen gebraucht er von den Rechtsverdrehern (N. B.). An der nasen fieren (N. B.) ist noch heute gebräuchlich. Daneben hat Murner die Wendung unter dem hietlin spielen (N. B.), d. h. betrügen wie die Gaukler und Taschenspieler. Eine starke Hyperbel ist liëgen durch ein stehelen Berg (N. B.), neben dem sich das üblichere liëgen, daß die Balken krachen (lügen u.) findet (N. B.). Eine andere Wendung ist: den affen leren gigen, ebenfalls dem Treiben der Gaukler entlehnt (N. B.) Hierher gehört auch über das seil werfen (N. B.). Ferner: das helm lin (Hälmchen) für ziehen (N. B.), wahrscheinlich ein Betrug bei dem beliebten Orakel mit Strohhalmen, woher auch der Ausdruck stammt: den kürzern ziehen (N. B.) Sich zucken lassen bedeutet: sich verführen, verleiten lassen, wie z. B. in der Geuchmatt:

„Medea ließ sich Jason zucken,
Und singendt beide an zu gucken,
Das ichs noch nicht erkennen kan,
Ob Medea hat den man,
Oder Jason si gezuckt,
So geuchisch handt si beid geguckt.“

Ein reiff uß stecken heißt betrügen, wie ein schlechter Wirt, der einen Reif als Schild aushängt und doch keinen Wein hat. Das muß verfalzen

(S. 3.) = verfälschen, wird von Pfaffen gebraucht, die die Schrift falsch auslegen.¹⁾

Da die Narren sich nur mit thörichten, eiteln Dingen beschäftigen, ist Murner reich an Ausdrücken, die bedeuten: Nichtiges, Vergebliches thun. Hierher gehört: Löffel schmiden. (N. B.) Löffel heißt dann überhaupt „Narr“, wie man es in der Volkssprache noch heute braucht. Den Giel gürten (N. B.) = etwas Dummes thun. Ferner: heuschrecken und flöhsunnen (N. B.). Der Sinn wird klar durch die Stelle:

Heuschrecken und ein wann mit fleh,
Teten mir zu hieten nit so we,
Als wann ich soll ein frou bewaren,
Die selb an mir nit woll willfaren.

Das müß verichütten (N. B.) hat auch die Bedeutung: Thörichtes thun; daneben aber: Zank, Streit stiften; und endlich steht es (N. B. 78) in dem Sinn: ein geringfügiges Verbrechen begehen. Den hünern die schwenz ufbinden (N. B.) ist vergebliche Mühe. Ebenso den drißpiß in sack stoßen (N. B.). Löffel feil tragen = thöricht sein. Er weiß nicht, was es geschlagen hat heißt noch heute: er ist unwissend. Dieb ab dem galgen nemen (N. B.); ein esel latin leren (N. B.) und eier wannen (ebd.) d. h. Eier in einer Wanne schütteln wie Korn, damit der Staub davon fliegt, sind alles thörichte Bemühungen. Wer uf einem stecken ritet (N. B.), ist kindisch, und thöricht, wer vor dem neze siicht (N. B.) oder die

¹⁾ N. B. = Narrenbeschwörung. G. M. = Geuchmatt.
S. 3. = Schelmenzunft.

nas an stroh wist (wischt) (N. B.) Vergebliche Mühe ist es ferner: leuß (Läufe) in helz setzen (S. B.) und wasser in Rhin tragen oder in brunnen schütten (S. B.) oder nuß durch ein sack beißen (S. B.), da man ja so keinen Genuß davon hat. So mannigfaltig sind die Wendungen für vergebliche Mühe.

Ziemlich zahlreich sind die Ausdrücke für schmeicheln: kiechel backen (Küchlein backen) (N. B.), auch jetzt noch in einigen Gegenden der Schweiz in diesem Sinne gebräuchlich; ferner die oren melken oder melken lassen (N. B. und S. B.); federn klaben (klauen, ableßen) (N. B.) wird von Schmeichlern gesagt, die den Gönnern Federn und Stäubchen vom Kleide ableßen; pfouwen strichen (N. B.); teller schlecken (N. B.) von Schmeichlern, die den Teller ihres Herrn ablecken, wie man heute noch von Speichelleckern spricht. Von einem Diener, der Nichtswürdigkeiten begeht, um seinem Herrn zu schmeicheln, sagt Murner: er verdient ein grauen roß (S. B.). Was darunter zu verstehen ist, ist nicht ersichtlich. Glatte worter schleissen (S. B.) bedeutet ebenfalls schmeicheln.

Tadeln und strafen ist vertreten durch die Redensarten: einem ein bad zuristen (N. B.) oder ein bad überhängen (S. B.). Man vergleiche Ausdrücke wie: das Bad segnen. Ferner: den harnasch seggen (N. B.); mit kolben (Narrenkolben) lusen (N. B.), den helz waschen (N. B.); mit einem schelmenbein werfen (N. B.). Schelmenbein ist eigentlich ein Totenknochen, kommt aber auch in anderer Bedeutung vor, wie man sehen wird. Prügeln wird kräftig umschrieben: die lenden schmieren (N. B.),

wie das Wort schmieren noch heute in der Volkssprache gebräuchlich ist.

Nachsichtig sein wird bildlich ausgedrückt durch in dem grind laufen, nur obenhin laufen (N. B.); durch die Finger sehen (N. B.), wie noch jetzt üblich, aber auch durch die Finger lachen (N. B.). Von einem, der die Fehler der Menschen durch allzugroße Nachsicht befördert, heißt es: er seit (säet) Narren.

Ungerechte Vorwürfe und Anschuldigungen erheben: ein sack ab dem zun brechen (N. B.), wie noch üblich. Von einem, der ungerecht beschuldigt wird, heißt es: er muß das Leder gefressen haben (N. B.) oder: das hündlin muß das Leder fressen haben, wie die Frau sagte, die das Leder ihrem Buhlen gebracht hatte (N. B.). Verwandt damit ist die Redensart: „er hat das leberlein gefressen“ mit Anspielung auf die bekannte Erzählung von dem Schwaben, der das Leberlein gefressen hatte, aber vorgab, das Lamm habe keine Leber gehabt, und seine Unschuld bis unter den Galgen behauptete. Die Redensart findet sich auch in Fischarts Flohhaß. Wer durch den Hinweis auf die Laster anderer sich selbst entschuldigen will, von dem heißt es: er will sich mit dreck rein waschen (N. B.). Einem Uebles nachreden nennt Murner: ein lotterispetlin (Läppchen) anhängen (N. B.). An der straße buwen heißt: sich dem Tadel unvorsichtig aussetzen (N. B.).

Leere Versprechungen machen heißt z. B.: uß einem holen hasen reden (N. B.); früntlichen dienst uf einer nuß (d. h. in nichts); mit dreck versiglen (N. B.); diese wörter geben (S. 3.).

Wer etwas verspricht, was er nie zu halten gedenkt, verspricht es: zu pfingsten uf dem is, d. h. nie (N. B.)

Mehrere Umschreibungen hat Murner für erdichten, erfinden: z. B. von blawen enten predigen (N. B.). Blauen Dunst, einen blauen Bischof machen, d. h. einen Bischof, der das Amt nicht selbst ausübt (N. B.). Blau wird ja auch heute noch in der Bedeutung von leer, nichtig gebraucht. Man denkt z. B. auch an den Ausdruck: einen blauen Montag machen. Erdichten heißt ferner: etwas uf den fingern fügen.

Viele Redensarten handeln vom Wein und vom Trinken. In der Schelmenzunft sagt Murner:

„Was der tütsch uf erd ansacht,
So würdt dabi der fleischen gdacht.“

So heißt uf der fleischen riemen treten (N. B.) sich dem Trunke ergeben. Ein Betrunkener kann den win im hals grifen (N. B.). Dagegen bedeutet: einem den win usriefen (N. B. und S. 3.) verleunden. Die Ausrufer des Weins galten als Lügner, Verleumder, Spitzbuben. Lorenz ist keller (Kellermeister) (N. B.) heißt es sprichwörtlich von Trunkenbolden. Möglich, daß die Todesart des St. Laurentius, der auf dem Rost gebraten wurde, die Vorstellung unbezwinglichen Durstes erweckte. Dem saß ist der boden us, d. h. die Sache ist aus, ist noch gebräuchlich.

Mit Liebe, Buhlschaft, wie es Murner nennt, beschäftigen sich ebenfalls einige Redensarten. (Natürlich handelt es sich hierbei um die Venus vulgivaga). Säcke nennt er die liederlichen Frauenzimmer (N. B.)

und spricht sogar von beisechten Säcken. Mit andern beinlin (Knochen) nagen heißt nicht sowohl die Nahrung, als vielmehr die Liebe mit Rivalen teilen. Weiber, die nur zum Schein Widerstand leisten, wehren sich, wie der esel wen im der sack entfällt (N. B.), d. h. nur zum Schein. Ehebrecherinnen gan mit dem ars us dem weg (N. B.). Noch derber ist der Ausdruck den ars in die schanz schlagen (N. B.), den Murner auch von liederlichen Weibern braucht. Rakenrein (N. B.) nennt er Weiber, die nur zum Schein keusch sind. Das hefelin zuseken (ans Feuer setzen) bedeutet: einen durch Koketterie verliebt machen (N. B.). Unter dem Ausdruck hosieren vor dem hus versteht Murner, was man heute „Fensterpromenaden machen“ oder „ein Ständchen bringen“ nennen würde (N. B.). Im „Lutherischen Narren“ hosiert Murner Luthers Tochter vor ihrem Hause. Ein lutenischlaher im herzen tragen bedeutet: verliebt sein (N. B.). Von gewissen Pfaffen sagt Murner: sie hieten sich vor der unkeuschheit, wie der esel im meien (N. B.). Mit einem küssen werfen (N. B.) heißt soviel wie reizen. In der Komödie wirft der Mönch die Aebtissin mit einem Kissen. Wachtlen beizen (jagen) scheint dem Zusammenhange nach zu bedeuten: liebäugeln in der Kirche. Die „Gäuchmatt“ handelt hauptsächlich von Buhlschaft. Erwähnt seien daraus die Aussprüche, die wie Sprichwörter klingen:

Es ist kein schwerer ding uf erden,
Denn wo die wyber meister werden.

Und: Wo frau Venus fürduch ist,
Dosebst wiß und sinne brist.

Endlich: Wir gwinndt wyher gnug uf erden.

Würdt si dir zu haben sur,
Darnach kumpt es dich surer an,
Wie du sie möchtist wider lan. —

Auf das Leben und Treiben der damaligen Geistlichkeit zielen mehrere Redensarten. Ein stroven bart flechten heißt verspotten. Die schlechten Geistlichen flechten Gott einen Strohbart, indem sie sich nicht um die Kirche kümmern (N. B.). Der christen glauben gat uf stelzen bedeutet wohl: er hat sich vom richtigen Wege, von der richtigen Gangart entfernt. In dem betreffenden Kapitel ist von dem Mißbrauch der geistlichen Strafen die Rede. Einen verschießen (N. B.) nennt Murner die Verhängung des Bannes durch Werfen von Lichtern, die auf diese Weise ausgelöscht wurden. Psaffen kohlen riechen wol (N. B.) kennzeichnet sprichwörtlich das Wohlleben der Psaffen und ihrer Köchinnen. Die geldgierigen Psaffen, die sich Geschenke bringen lassen, finden eier uf dem altar (N. B.). Chrijam (Salböl) und touf ist als verloren (N. B.) entspricht unserem: Hopfen und Malz ist verloren. Wer den Psaffen keine Gaben bringt, ist verloren wie die judenseele (N. B.). Der tüfel ist abt geworden (N. B. — S. 3.), seither steht es schlimm um die Kirche. Erwähnt sei der Murnerische Ausdruck nobis hus für Hölle. Man vergleicht dazu abyssos (ἄβυσσος). Ob aber nicht auch an die Gebetsformel ora pro nobis! womit die Fürsprache für die im Fegefeuer Leidenden ausgedrückt wird, zu denken ist?

Einige Ausdrücke gehen auf Politik, Zeitverhältnisse und Sitten. Treffend nennt Murner das Raubritterwesen die *sattelnarung* (N. B.) und sich des *stegreiß ernerer* (ebda.) *Stiel uf die benk setzen* (N. B.) heißt: Leute zu Amt und Würde befördern, die es nicht verdienen. *An das brett kommen* (N. B.): zur Herrschaft gelangen. Brett bedeutet hier „Tisch“, also hoch ans Brett kommen = oben an den Tisch kommen. Vielleicht ist aber auch an das Brettspiel zu denken, wie sicher bei der Redensart: einen Stein im Brette haben. Einem den *Fuß halten* heißt: einem beistehen (N. B.). Unter dem Ausdruck die *Schafschinden* (N. B.) versteht Murner die Bedrückung der Bauern. Einer, der nicht emporkommen kann, bleibt in der *Asche* (N. B.). Die Selbstüberhebung der Emporkömmlinge dagegen wird durch den Ausdruck *wie roßdreck ich wimmeln* bezeichnet (N. B.) nach dem Sprichwort: *nos poma natamus*, wie der Roßdreck sagte, als er mit Äpfeln den Rhein herabgeschwommen kam. Das *rößliu machen laufen* (N. B.) heißt: Bestechung anwenden, während: den *Parren schmierren* (N. B.) einen Unglücklichen völlig ins Verderben stoßen bedeutet. Den *Gjel überladen* (N. B.) nennt Murner die Unsitte, mehrere Aemter auf eine womöglich noch ungeeignete Person zu häufen. Wer nur oberflächlich gebildet ist und dabei sein Wissen auskramt, hat ein *schulsaß freissen* (N. B. — S. 3.). Mit dem *judenpieß rennen* die Christen, die wie Juden Bücher treiben. Der Ausdruck findet sich lange vor Murners Zeit. *Sackmann machen* (N. B.) bedeutet plündern. Murner wirft

den Bauern vor, sie wollten mit den Klöstern Sackmann machen. In der Schrift vom „Lutherischen Narren“ wollen die Lutherischen ebenso vorgehen. Den gleichen Sinn hat ripsus rapsus machen (N. B.). Den bundschuh aufwerfen (N. B.) = einen Aufruhr verursachen, wie die Bauern thaten, als sie den Bundschuh zum Zeichen ihrer Fahne machten. Das Opfer der Juristen wird der hasim pfeffer genannt (N. B.). Auf die Juristen ist Murner überhaupt nicht gut zu sprechen, obgleich er selbst einer war. Er hat den Reim: juristen nit sind gute christen (N. B.). Wer von einem Herrn abhängig ist, muß dessen lied pfeifen (N. B.). Von reichsteten reden (S. 3.) heißt: ohne Verstandnis von Politik reden, kennegeßern.

Das Wiederaufwärmen alter, schmutziger Geschichten nennt Murner: den dreck rütlen, daz er stinkt (N. B. u. S. 3.); oder ein schlafends hündlin wecken (N. B.); einen dreck finden (S. 3.). Zoten reißen heißt bei ihm: die sauw kronen (S. 3.); an der sauglock ziehen (S. 3.). Letzterer Ausdruck ist im gleichen Sinne im Kanton Bern noch gebräuchlich. Endlich: die sauw verkaufen (S. 3.). Die Sau hat dann ferner die Bedeutung wie des Schmutzigen und Niedrigen, so auch des Vergeblichen, Lächerlichen. In der Schrift vom „Lutherischen Narren“ erstürmen die Lutherischen eine Burg, finden aber nur eine dicke Sau darin. Von einem Alten, der sich seiner Jugendtünden rühmt, heißt es: er kizelt sich selbst (S. 3.).

Seine eigene Schande aufdecken,

sich selbst beschimpfen lautet bei Murner: den affen scherzen (N. B.); ein rut uf sin eigen ars machen (N. B.); unnutz vogel sin (S. Z.). Dazu lautet die sprichwörtliche Fassung:

„Der vogel kann nit sein der best,
Der scheißet in sein eigen nest.“

Für einzelne Klassen von Menschen hat Murner besondere Ausdrücke. Stutzer nennt er Phantasten (N. B.) Der verloren huf, wie im Mittelalter gewöhnlich eine Art von Freikorps hieß, das die größte Gefahr auf sich nahm, ist bei Murner eine Bezeichnung für Landstreicher und Gefindel aller Art (N. B.). Einen unwissenden Arzt nennt er selber arzet (N. B.). Nasse knaben (N. B. u. S. Z.) sind schlimme Leute überhaupt, aber besonders Verschwender, wie aus der Stelle hervorgeht:

„Das sind mir freilich nasse knaben,
Die vil verzeren und wenig haben.“

Ein heißblütiger, jähzorniger Mensch heißt ein Peterskopf (N. B.). Hippenbuben sind eigentlich Bäckerjungen, die Hippen, ein Gebäck (schweizerdeutsch hüppli) feiltragen. Sie müssen keinen guten Ruf gehabt haben, denn Murner versteht darunter Lotterbuben, liederliches Gefindel (S. Z. und „Vom Luth. Narren“.) Pilatus im credo sein heißt soviel als: zu trauriger Berühmtheit gelangen (S. Z.). Eisenbeißer (S. Z.) nennt Murner die bramarbasierenden Soldaten.

Bei einigen Redensarten geht das Bild von Teilen des menschlichen Gesichtes aus. Uf der nasengigen (N. B.) entspricht unserem: an den Fingern

abzählen. Das maul in Himmel stoßen (S. Z.) bedeutet lästern. Die backen teilen (S. Z.) = sich vollfressen oder =saußen. Den braten ich machen (S. Z.) heißt ichmaroken. Ein gebiß in legen (N. B.): einen Schwächer zum Schweigen bringen. Bonenstroh kouwen (N. B.) = unangenehme Dinge essen, dann etwas Unangenehmes thun müssen. Über den linken Zahn ansehen (B. L. N.) bedeutet: einen scheel ansehen. In bart hin in werfen (N. B.) heißt: einem ins Gesicht sagen; durch den bart loufen (N. B.) einen angreifen. Einen trucken scheren (trocken rasieren) bedeutet einen schlecht behandeln. Hier angefügt sei noch die Redensart: kurzen adem haben (S. Z.) = alles ausplaudern.

Von vereinzeltten Redensarten seien noch erwähnt: geuch us brieden (N. B.) = prahlen; bu belieren (N. B.) = Bubenstreiche verüben; hinder m Ofen ist es warm (N. B. u. a. a. O.) als sprichwörtliche Wendung für eine schlechte Ausrede; gfatter über den zun = Gleiches mit Gleichem vergelten; er hat ein schelmenbein im rücken (N. B.) bedeutet: er hat Anlage zur Thorheit, Faulheit, Unsitlichkeit; ähnlich mich juckt das schelmenbein (N. B.). Die brennd schießen (N. B.) Zank stiften; einen in ein müßloch tringen (N. B.) = einschüchtern; hesen zerbrechen = böses Beispiel geben. Von einem Menschen, der sich alles gefallen läßt, heißt es: er lat im (sich) brunzen in die ichuch (N. B.); dem tüfel zwei liechter anzinden (N. B.) = sich dem Teufel ergeben; dem deuffel uf dem schwanz gebunden sein (S. Z.)

= er ist ein Laugenichts; vöglin lassen sorgen = sorglos sein; uf den großen hufen schißen (N. B.) hat verwandten Sinn wie Wasser in den Rhein tragen. Ein hölzlin spiken = einen Dienst erweisen; er schindet einen esel um geld (N. B.) bedeutet: er läßt sich für Geld zu allem gebrauchen. Uf die sieß (Füße) kummen (N. B.) = zu Ansehen gelangen. Einem die zecken ablesen (N. B.) heißt soviel als einen gehörig tadeln, tüchtig zurechtweisen. Schelf mit schelfen fahen (N. B.) = Füchse mit Füchsen fangen. Die Redensart erklärt sich von selbst. Uf den fleischbank geben (S. Z.) heißt verraten; an ein kerbholz reden (S. Z.) Schulden machen; gut garn spinnen oder mit allen Winden segeln (S. Z.) = auf beiden Achseln tragen. Uf dem klapperbenkli sitzen (S. Z.) = klatschen; zwischten stielen nider sitzen: zwischen Stuhl und Bank zu sitzen kommen; schufeln vor den arß schlagen (S. Z.) = strafen. Es ist dabei wohl an die Strafe des sogenannten Arschprellens zu denken, die mit einem schaufelähnlichen Instrument vollzogen worden sein mag. Raten, was die rieben gelten (S. Z.) = sich in thörichter Weise beraten; einem den weier verbrennen ist sprichwörtlich für eine thörichte, ungefährliche Drohung (S. Z.); ganz lüß (weich) gebaden = nichts vertragen können (S. Z.); durch den fesforb lachen (B. L. N.) entspricht unserm: auf den Stockzähnen lachen; ein hagel siedem (N. B.) bedeutet Unheil anrichten, wie es den Hexen nachgesagt wurde.

Es felt um ein purenſchritt (N. B.) = es fehlt sehr viel.

Ein Lieblingsausdruck Murners ist: daß dich der ritten ſchitt oder daß dich der herz iar ritten ſchitt. Die Wendung kehrt in allen seinen Schriften oftmals wieder. Ritten bedeutet Fieber und wird mit „rütteln“ in Verbindung gebracht. Also: daß dich das Fieber ſchüttle! Heinrich Kurz erklärt das Wort iar für jach, jäh, und herz für Steigerung: daß dich das herzjähre Fieber ſchüttle. Aber nach Geuchmatt V. 3740, wo es heißt: du haſt den ritten uſ din herz! ist erſichtlich, daß das Herz als Sitz des Fiebers gedacht iſt, alſo: daß dich das jähre Herzfieber ſchüttle!

Endlich iſt eine Anzahl Redensarten noch heute allgemein gebräuchlich und bedarf deſhalb keiner Erläuterung. Dahin gehören: das graſ hören waſchen (N. B.); ſegen vor ſiner tür (N. B.); um den bri gon (N. B.); ein guten magen haben (N. B.); nach der deſ ſich ſtrecken (N. B.); das kind mit dem bad uſſchütten (N. B.); daneben hat Murner: das kalb mit der kü uſſchlagen; beren ſahen (N. B.) und die berenhüt verkaufen (N. B.); das blatt fert ſich umher (N. B.); der himmel hangt voll gigen (N. B.); fragen, do ein niendert heiſt (N. B.); über einen leiſten geſchlagen (N. B.); inſ pfefferland wünſchen (N. B.); viel gen der ſchaf in einen ſtall; an der ſchnier (Schnürchen) haben (N. B.); uſ der ſchülen ſagen (N. B.); die ſchwarten kra- chen (N. B.); wie man riefet in ein wald,

glich also das selb widerhallt (N. B.);
under der rosen sagen (S. 3.).

Auch Euphemismen hat Murner, aber selten, da er die Sache gleich beim rechten Namen zu nennen liebt. Der feldglock flöppel werden bedeutet an den Galgen kommen (S. 3.); die zen wischen am hemde (Geuchmatt — mit dem Zusatz: ich meine die, do hinten ston).

Nach diesen Beispielen kann man urtheilen, wie originell Murners Sprache bei all ihrer Verbotheit ist.

Die Sittenschilderungen.

Von den Zuständen zur Zeit der Reformation erhält man bei kaum einem Schriftsteller ein so anschauliches Bild, wie bei Murner. Gutten, Luther selbst und der ganze Troß von namhaften und namenlosen Mitstreitern richteten ihre Angriffe in erster Linie gegen die Mißbräuche der Kirche. Murner dagegen ließ keinen Punkt des öffentlichen und privaten Lebens aus den Augen. Ueberall sieht er Narren, die er mit seinem Spotte zu bessern sucht. In gewissem Sinne steht er in seinen frühern satirischen Schriften noch über den Parteien. Das beweisen vor allem seine Angriffe auf die Geistlichkeit. Er wollte eine Reformation, eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse, aber nicht im Sinne Luthers, nicht durch Beseitigung des Papstes und Gründung einer neuen Kirche, sondern durch Besserung der bestehenden. Murner wollte in konservativem Sinne reformieren; Luther that es radikal; darum aber verstummten später Murners Angriffe auf die Verdorbenheit des Klerus, in denen er bisher mit Luther übereinstimmte, sobald er merkte, worauf eigentlich Luther zielte.

Ein scharfer Witz und eine außerordentlich gewandte Rede waren Murners Waffen. Er führte den Kampf mit seinen Gegnern, ob es nun Narren im allgemeinen Sinne waren oder nur solche, die er dafür hielt, geschickt und mit einer gelungenen Selbstironie, indem er sich unter den Narren mitzählte. Aber während er sich so als feindenkenden Kopf zeigte, gab er seinen Feinden eine Blöße zum Angriff, weil sie nun in plumper Weise seine Selbstironie für Wahrheit ausgaben. Bei allem ist Murners Charakter keineswegs anziehend. Verbitterung ist doch zu vorherrschend, Humor fehlt, nur scharfer, beißender Witz ist ihm eigen. Eine gewisse gallige Gemütsart schimmert überall durch, und Liebe zu den Menschen fehlt dem Mönch gänzlich. Dies muß gesagt werden, unbeschadet seiner angedeuteten bessern Eigenschaften, worunter Freimut nicht die letzte Stelle einnimmt.

Nicht der geringste Beweis für Murners Freimut ist es, daß er sogar die politischen Verhältnisse*) in den Kreis seiner Satiren zog. Den Papst und den Kaiser machte er verantwortlich für die Schäden des öffentlichen Lebens. Mit scharfen Strafen sollten sie einschreiten, der Papst gegen die Geistlichen, der Kaiser gegen die Fürsten. Daß die Geistlichkeit so entartet war, daran war die Lockerung der Disciplin, welche von oben ausging, schuld. Daß aber das deutsche Reich so zerrissen war, so machtlos nach außen, das hatten die Fürsten zu verantworten in ihrem Ungehorsam gegen den Kaiser. Den Fürsten galt darum Murners Warnung und Ermahnung. Der Kaiser sei nur ein einzel-

*) N. B. Kap. 92.

ner Mann und könne nichts ausrichten ohne Unterstützung. Die Franzosen und Italiener sähen diesen Unfug gern, denn so hätten sie vom Reiche nichts zu fürchten, aber Deutschland gerate in Verachtung. Den Vorwurf, er habe sich nicht um diese Dinge zu kümmern, er solle nur seine priesterlichen Obliegenheiten verrichten, weist Murner entschieden zurück. Deutschlands Schande muß jedem zu Herzen gehen, denn wenn die Türken die Ohnmacht des Reiches zu einem Angriffe benutzen, so müssen alle darunter leiden. Die Reichsstädte bekommen auch ihren Teil zu hören. Die Bürger lebten in Saus und Braus, suchten in der Mode dem Adel nachzuahmen, aber wenn der Kaiser Geld von ihnen wollte für den Türkenkrieg, dann schrieen sie über Armut. Für Schützenfeste hatten sie Geld genug, aber nie für das allgemeine Beste Deutschlands, dem diese Engherzigkeit der Städter zum Fluche gereichte. Die Bauern ihrerseits ergaben sich der Trunksucht und der Faulheit, und wenn sie dadurch in Not und Armut kamen, so sollten die obern Stände die Schuld daran tragen, und die Bauern entfalteten die Fahne des Aufstands. So schienen alle Stände sich zum Untergange des Reiches verschworen zu haben. — Aus dieser Schilderung geht hervor, wie patriotisch Murner gesinnt war. Obchon der Dichter mit der Narrenkappe auf dem Kopfe spricht, merkt man es seiner Klage an, wie tief ihn die allgemeinen Uebelstände schmerzten.

Bittere Klage führt Murner über die Verdrehung des Rechts*) und die Unwürdigkeit der Rechtsgelehrten. Er konnte mitreden. Hatte er doch selbst die Rechte

*) Vgl. Narrenbeschw. Kap. 21, 23 und 91.

studiert und 1519 in Basel als doctor utriusque juris promoviert. Auf den Hochschulen zeichneten sich die Juristen aus durch liederliches Leben, beschäftigten sich nach Murners Behauptung mehr mit „der megd für-duch“ als mit dem corpus juris, und kamen dann sehr mangelhaft gebildet zu Amt und Würde. Von solchen Richtern ließ sich wenig Gerechtigkeit erwarten. Sie zogen die Prozesse absichtlich in die Länge, plagten und rupften besonders die kleinen Leute und schleppten die Entscheidungen womöglich bis vor die letzte Instanz, nach Rom, da denn der Privatmann mit seinen Geldmitteln nicht nachkommen konnte. Bestechung und persönliche Begünstigung war so verbreitet, daß es dem Bürger oft geradezu unmöglich wurde, zu seinem Rechte zu kommen. Murner steht mit seinen Schilderungen nicht allein da. Gutten und viele andere bezeugen dasselbe. Für die traurigen Rechtszustände im Reformationszeitalter braucht nur an die bekannte Geschichte des Kohnhaas erinnert zu werden, die auch ohne das, was Kleist hinzugedichtet hat, genug Charakteristisches enthält. So nennt denn Murner mit vollem Rechte die Juristen böse Christen.

In den Vordergrund des Interesses tritt auch bei Murner der Angriff auf die entartete Geistlichkeit. Der schlimme Zustand der Kirche und ihrer Vertreter war das größte Uebel der Zeit und hat ja darum die wichtige Aenderung bewirkt. Aus den meisten Schriften der Zeit schallt uns die gleiche Klage entgegen. Die Geldgier, die Unzucht, die Herrschsucht der Pfaffen war das beliebteste Thema.

„Erzpriester, bischoff und dergleich,
Die all der kirchen werden reich.

Und leben niemands doch zu gut.
Allein uf prassen stet ir mut.
Und essen, trinken, was wol schmeckt,
Mit zobel marder werden gedeckt.
Die woche gen si zwier ins badt,
In feisten schauben, weichen wadt.
Mit frouen scherzen, müßig gan,
Und alles lusts sich nemen an."

So schreibt Ulrich von Hutten in seiner „Klag und Vermahnung gegen den übermäßigen unchristlichen gewalt des Papstes zu Rom.“ Murner klagt über dieselben Mißbräuche und oft noch schärfer, ob schon er selbst Mönch war und blieb. Die Priester verstanden, wie Murner berichtet, die Schrift schlecht und hielten selbst nicht, was sie predigten. Je nachdem einer großes oder kleines Opfer brachte, machten sie den Eingang zum Himmel weit oder schmal, denn nur nach Geld stand ihr Sinn. Blieb man ihnen nur das Geringste schuldig, so waren sie gleich mit den schwersten Kirchenstrafen bei der Hand. Um nichts, „um drei Haselnüsse“, wurde der Bann ausgesprochen, wurden Kerzen von der Kanzel geworfen, so daß sie erloschen, sinnbildlich anzeigend, daß das Licht des Glaubens und der Gnade für den Gebannten nicht mehr leuchte. Solche Strafen waren häufig, geschahen, wie Murner behauptet, jeden Sonntag auf dem Lande, und die natürliche Folge war, daß man sich um den Bann bald überhaupt nicht mehr kümmerte. Während die Ordensgeistlichen von Armut sprachen, hatte jeder drei oder vier Röcke, um sich zu bekleiden. Für alle ihre Handlungen, die Sache des Amtes waren, nahmen die Priester Geld. Sie fingen jede Predigt damit an, daß sie Geschenke forderten, denn von den Gaben

hing nach ihrem Vorgeben die Frömmigkeit ab. Auch die höheren Geistlichen zeigten solche Geldgier. Wenn ein Bischof Geld nötig hatte, dann ließ er ein strenges Gebot ausgehen, jeder Pfaffe müsse seine Köchin fort-schicken. Da nun keiner dies thun wollte, sondern jeder lieber eine große Summe bezahlte, floß das Geld in Strömen dem Bischof zu. Der Fiskal, der das Geld eintrieb, wußte die Summe zu steigern, damit auch für ihn dabei etwas herausjah. Die Pfaffen ihrerseits suchten sich an den Bauern schadlos zu halten, verlangten den Opferpfennig, das Beicht- und Taufgeld und trieben den Zehnten mit aller Härte ein, indem sie, wie erwähnt, den Schuldner bannten. An vielen Orten hatten sie den sogenannten Erbfall, d. h. sie durften das beste Stück des Nachlasses an sich nehmen.

Daneben griff die Simonie, der Handel mit geistlichen Aemtern wieder um sich. Wer am meisten bezahlte, erhielt die Pfründe und suchte durch Schinderei der Bauern wieder zu seinem Gelde zu gelangen. Wenn der Papst einen Ablass verkünden ließ, — Murner spricht selten vom Ablass, und wo er's thut, ohne Tadel der Sache — so nahmen die geistlichen und weltlichen Fürsten auch ihren Teil davon. Wallfahrten wurden nur noch zu entfernten Heiligen unternommen, denn die nahen thaten keine Wunder mehr; aber auch dabei war es nur auf Geld abgesehen. Wollten die Leute mit ihren Opfergaben nicht gleich herausrücken, so warf der Pfaffe zuerst einen Heller ein, zur Anlockung, wie Murner sagt, denn nachher steckte der Pfaffe doch alles Geld ein. Oder er fing den Lobgesang nochmals von vorne an, wenn es ihm schien, es seien nicht genug Gaben geflossen. So lange einer noch kein Amt hatte, that er

demütig und bescheiden; hatte er die Pfründe, so schindete und plagte er die Bauern wie die anderen. Alles war käuflich, nicht nur die Pfründen, deren jeder so viele als möglich an sich zu bringen suchte, sondern auch die Sakramente. Sündenvergebung, Heil und Seligkeit mußte man kaufen. Was die Priester doch umsonst bekamen von Gott, das bekam der Laie nur um Geld. Gott selbst würde mit Kolben verjagt, wenn er jetzt auf die Erde käme, aber kein Geld hätte. Auch die Klöster nahmen keinen auf, er böte ihnen denn Gaben. (Es sei hier nur an Jeker erinnert, der sein Hab und Gut, fünfzig Gulden, ein Stück Damast und ein Stück rote Seide hergeben mußte, ehe ihn die Dominikaner aufnahmen.) Man sieht, Murner ist in seinen Klagen über die Geldgier der Geistlichen ein Vorläufer der Reformatoren.*)

Schonungslos geißelt Murner auch die Unsitte der Pfaffen und Mönche. Hielt sich doch jeder Pfaffe seine Köchin, mit der er in wilder Ehe lebte, so daß das Gelübde der Keuschheit beinahe von keinem gehalten wurde. Dabei kleideten sich die Pfaffen prächtig in Damast, und die Köchinnen gingen in Sammt und Seide. Die Pfaffen schämten sich ihrer Kinder nicht. Sie ließen die Söhne studieren und brachten die Töchter bei höheren Geistlichen unter, damit sie doch bei der Kirche blieben. Ebenso schlimm stand es in den Klöstern. Mönche verließen ihre Klauen des Nachts und zogen auf Abenteuer aus; sie erhielten aber auch Besuche von Weibern. Die Nonnenklöster waren verrufen wegen ihrer Unsitte. Murner schreibt dies größtenteils

*) Vergl. Narrenbeschw. Kap. 20, 25, 32, 33, 35, 38, 40, 42.

dem Umstande zu, daß die meisten Nonnen gezwungen sich ihrem Stande widmeten, so besonders die Töchter verarmter Edelleute. Diese Unglücklichen gerieten dann um so leichter auf Abwege, weil sie den Zwang nur mit Groll ertrugen, ja gerade, meint Murner, auf diese Weise sich an ihren Eltern rächen wollten. Murner nennt die Klöster geradezu das Spital der Edelleute. Die hohe Geistlichkeit ging übrigens mit dem schlechten Beispiel voran. Noch schlimmer als mit den Nonnen stand es mit den Beginen, jenen Frauen, die in geistlichem Gewande sich herumtrieben, aber sehr oft gemeine Dirnen waren, Heuchlerinnen, welche lange in der Kirche weilten, für das kleinste Vergehen sich selbst die größten Bußen auferlegten, aber große Fehler daneben ungescheut begingen, in die Klöster und in die Häuser der Pfaffen liefen und aus Kuppelerei und Verleumdung ein Gewerbe machten. Das Wohlleben der Pfaffen und ihrer Zuhälterinnen war sprichwörtlich. — Auch in der Ausübung des Gottesdienstes war nicht alles, wie es sein sollte. Murner tadelt es, daß Kirchenlieder nach weltlichen Melodien gesungen wurden, Gassenhauer mit geistlichen Worten. Am meisten verdrossen ihn aber die Gemälde der weiblichen Heiligen in der Kirche, die so gemalt wären, mit prächtigen Kleidern und offener Brust, daß man nicht wüßte, ob es eigentlich Heilige wären, oder ob sie aus dem Frauenhause kämen.*)

Mit diesen Angriffen auf die Geistlichkeit machte Murner den Reformatoren ein großes Zugeständnis, das er später vergeblich in der Schrift vom Lutherischen Narren wieder zu entkräften suchte.

*) Vergl. N. B. Kap. 28, 31, 39, 47, 57, 74, 77, 22.

Die Verteilung der Aemter und Würden war ungerecht, da ganz Ungebildete durch Geld oder Fürsprache zu den höchsten Stellen gelangten. Edelleute und Fürsten kauften sich die Pfründen, ließen aber das Amt durch Kaplane verrichten und zogen nur den Nutzen davon, lebten ritterlich, gingen auf die Jagd und fochten Fehden aus und waren alles, nur nicht Priester. Viele Geistliche konnten weder lesen noch schreiben, geschweige daß sie Latein verstanden. Mußten sie einmal die Messe celebrieren, so lernten sie die lateinischen Worte auswendig und plapperten sie sinnlos her. Sie brauchten, wie Murner sagt, nur Lichter und wendeten Blätter um, das war ihre ganze Weisheit. Noch schlimmer stand es, wo, der Unsitte der Zeit gemäß, ein unmündiges Kind zum Bischof geweiht wurde. Dann konnten die Priester den kleinen Bischof an der Hand führen und ihrer eigenen Genuß- und Herrschsucht die Zügel schießen lassen.*)

Die Lage der Kaplane und Defane dagegen, welche die hohen geistlichen Fürsten vertreten mußten, war traurig. Die Defane, welche eigens dazu bestellt waren, im Namen des Kapitels gegen Mißbräuche Einspruch zu erheben, mußten jetzt vor Amtsantritt einen Eid ablegen, sie wollten sich nicht in des Bischofs Sachen mischen, sondern alles gehen lassen. Ebenjowenig durfte der Kaplan dem Pfarrer widersprechen, sondern mußte sich ihm bescheiden fügen, mitsingen, wenn die Köchin dem Pfarrer das „puer natus“ sang, alle Lasten des Amtes tragen und sich dafür mit geringem Lohne, mit einigen Kreuzern, einem Paar Schuhe und zwölf Schuh-

*) Vergl. N. B. Kap. 27, 35, 58, 72. Schelmenz. 44.

bändern, wie es Murner drastisch ausdrückt, begnügen. Faulheit war das Krebsübel der Priester und Mönche. Viele drängten sich in die Klöster, nur um faulenzten zu können, Leute, die längst am Galgen hingen, wenn sie nicht zu einem Orden gehörten. Viele nährten sich von Bettel und Betrug. Niemand hielt den Orden, denn der Teufel war Abt. Die Sakramente wurden von den Priestern selbst verachtet, darum natürlich von den Laien. Daß die Leute auch kein Zutrauen mehr zu den Heiligen hatten, ist nicht zu verwundern. Wundern muß man sich aber, daß Murner nach Schilderung all dieser heillosen Zustände, die um so frappanter sind, als ein Mönch der Darsteller ist, nichts von der Reformation wissen wollte, sondern dem Papst treu blieb und gegen die Feinde der Klöster wetterte.*)

Der Adel war mindestens so schlecht wie die Geistlichkeit; nur auf andere Weise. Sein schlimmster Fehler war die Straßenräuberei, die Murner Sattelnahrung nennt. Keine Straße, kein Fluß war sicher vor den adeligen Räubern, die sich ihre Nahrung mit dem Sattel, d. h. mit dem Ausreiten auf Raub erwarben. In witziger Weise läßt Murner, anspielend auf die Entdeckungen, die Raubritter sagen, sie könnten auch Inseln entdecken, da man Silber, Gold und Spezereien finde, und zwar lägen dieselben im Rhein und in der Donau. Gemeint sind natürlich die Kaufmannsschiffe. Aber die Fürsten waren mit schuld an der Unsicherheit der Straßen. Sie gaben den Kaufleuten Geleit um schweres Geld und verdienten so auch etwas an ihnen, während diese Einnahme ihnen bei

*) Vergl. N. B. Kap. 19, 54, 25, 27, 64, 83, 75.

völliger Sicherheit der Straßen entgangen wäre. Interessant ist, daß Murner als Beispiel für die üblen Folgen der Sattelnahrung das Schickſal des Herzogs Karl von Burgund anführt. Das Leben dieſer Raubritter war übrigens kein behagliches. Denn hatten ſie den Raub verpraßt, ſo mußte wieder ein Zug unternommen werden, und nicht immer lief das Abenteuer glatt ab. Sie plagten die Bauern, knebelten ſie und hängten ſie auf, verbrannten ihnen Haus und Hof, verwüſteten Felder und Weinberge, wurden aber gelegentlich aus Rache von den Bauern erſchlagen. Wenn ein Adliger Bauern als Unterthanen hatte, ſo wußte er ſie ebenſo zu ſchinden, wie es die Geiſtlichen mit ihren Hörigen thaten. Aus Armut verheirateten die Edelleute ihre Töchter mit begüterten Bürgern, und dieſe hielten es thörichterweiſe für eine Ehre und Standeserhöhung. Bürger, ja ſogar Bauern kauften ſich Adelsbriefe und wollten es den Rittern gleichthun. So war die ehemalige Würde des Adels zu Murners Zeit verſchwunden*).

Für die Bauern, die von jedermann gedrückt wurden, zeigt Murner Mitgefühl. Durch Zölle und Abgaben, namentlich durch den Zehnten wurden ſie ſchwer heimgeſucht. Adel, Geiſtlichkeit, Bettler, ſahrende Schüler und Kriegsleute, alle ſuchten ſich auf Koſten des Bauers zu bereichern. War es da zu verwundern, daß ſie ſchließlich des Druckes müde, ſich empörten, den „Bundschuh aufwarfen“? Sie fingen an, ihr Gut zu verzehren, die Felder unbebaut zu laſſen, da ſie doch keinen Nutzen davon hatten, und ſuchten das Joch von

*) Vgl. Narrenbeſchw. Kap. 24, 33, 59.

sich abzuschütteln. Murner nimmt sie gelegentlich in Schutz, tadelt aber doch ihre Selbsthülfe aufs schärfste. Sie verpfändeten die Frucht am Baum und das Korn auf dem Feld und verpraßten den Erlös. Die Herren hatten das Nachsehen. Kam dann der Edle mit Klagen und der Geistliche mit dem Bann, so drohten die Bauern, den Adel zu vertreiben und die Priester zu ermorden. Aber sie verkauften die Haut des Bären, ehe sie den Bären hatten. Man könne sie auf die Finger klopfen, meint Murner, daß sie zum Pflug zurückkehren müßten. Murner hauptsächlich hat gegen Luther die Klage aufgebracht, als ob dieser an den Unruhen der Bauern durch Aufreizung schuld sei. In dem Buch vom „Lutherischen Narren“ läßt er Luther den Bundschuh schmieren. Den eigentlichen Bauernkrieg hatte Murner noch gar nicht erlebt, als er diese Satiren schrieb.*).

Die braven Landsknechte erregten besonders Murners Grimm. Liederliche Bursche, die ihr Hab und Gut verpraßt hatten, widmeten sich diesem Berufe. Unter dem Namen von Landsknechten zogen die „guten, braven Buben“ im Lande umher, plagten die Bauern, stahlen und plünderten. Ihre Heldenthaten waren: Hühner erwürgen und Weiber erschrecken; Saufen und Würfelspiel ihr Tagewerk. Das waren die frommen Landsknechte, die Murner auch höhnisch Eisenbeißer nennt. Er konnte nicht, wie Hans Sachs, diese Leute von einer gemüthlich humoristischen Seite fassen. Bitterer Ingrimm über das Schlechte ist der Grundton von Murners Satiren.**)

Neben den Landsknechten machten auch Quack-

*) Narrenbeschw. Kap. 33 und 79.

**) Narrenb. Kap. 78 und 82. S. 3. Kap. 4.

salber, Wahrsager, Zauberer und anderes Gefindel das Land unsicher. Die Arzneikunst stand auf sehr niedriger Stufe. Die Aerzte, die überhaupt etwas wußten, zeigten sich geldgierig; was der Arzt nicht nahm, das nahm der Apotheker. Aber schlimmer noch waren die alten Weiber, die mit Salben und Kräutern kurierten. Doch das alles gibt's noch heute. Dann kamen die Alchimisten, die Gold zu machen versprachen; Leute, die den Stein der Weisen oder die Quintessenz gefunden zu haben behaupteten. Andere rühmten sich, den Ring Salomonis oder den Teufel im Glase zu besitzen. Murner zeigt sich vorurtheilsfrei, indem er alle diese Dinge, an die viele seiner Zeitgenossen glaubten, für Schwindel erklärt. Betrüger jeder Art suchten die Leute um ihr Geld zu bringen. Sehr häufig scheinen solche gewesen zu sein, die epileptische Zuckungen vorspiegelten, wobei sie, um mit dem Munde schäumen zu können, ein Stück Seife auf die Zunge legten. Bettler und Reliquienkrämer gehörten auch zu dieser Rotte*). Die Hagelfieder und Hexen, welche vorgaben, Hagel hervorzaubern und Kinder mit ihren Blicken lähmen zu können, werden von Murner auch den Betrügern beigezählt. Verhaßt war ihm das ganze Volk der Gaukler. Von den Komödianten und den Besitzern von Puppentheatern, von Bären- und Elefantenführern weiß er auch nichts Gutes zu sagen. Das Gefindel muß zahlreich gewesen sein und jede Art des Betruges gekannt haben. Murner wünscht, daß tausend Teufel die Rotte holen möchten.

Mit den galanten Sitten seiner Zeit zeigt sich der Dichter recht vertraut. Der Buhle mußte seiner Trauten des Morgens früh aufwarten und ihr womöglich

*) N. B. Kap. 6, 16, 30, 46.

einen Blumenstrauß bringen. Dann war er ihr bei der Toilette behilflich. Während der Messe in der Kirche durfte er sie ja nicht aus den Augen lassen. Bei den Mahlzeiten legte er ihr die besten Bissen vor. Er hofierte ihr, indem er vor ihrem Fenster auf- und abging, ihr Ständchen brachte mit der Laute oder zu ihrem Lautenspiel sang. Soweit ging es dabei zu, wie es etwa zu allen Zeiten Brauch gewesen. Aber sonderbar war die Sitte, daß die Geliebte ihrem Verehrer ein Hemd schenkte, und daß sie, um ihm ihre Zuneigung zu zeigen, ihm das Hemd eigenhändig wusch. Murner kommt in der Geuchmatt, wo er die verliebten Narren schildert, mit besonderer Vorliebe öfters auf diesen Punkt zurück, nicht ohne dabei die derbsten Glossen zu machen. Die Tänze der Zeit, da die Bursche hochaußsprangen und die Mädchen sich in die Höhe schwingen ließen, tadelt Murner bitter als Verführungswerke, die die Mädchen statt zur Ehe ins Frauenhaus führten. Das Nükeln, Streicheln und Händedrücker, das Herumstehen in den Winkeln, alles hat der Mönch beobachtet. In der Geuchmatt hat er 22 Artikel von all den Thorheiten, welche sich die Verliebten zu schulden kommen ließen. Er tadelt die Frauen, die aus Eitelkeit Ammen hielten, statt ihre Kinder selbst zu nähren. Eingehend schildert er die Kniffe der Buhlerinnen, wie sie durch kleine Geschenke den Narren verlocken, daß er ihnen all sein Hab und Gut giebt; wie sie sich zur Wehr setzen, als wie der Esel, wenn ihm der Sack entfällt. Die Schilderung aber hat Murner selbst den Vorwurf der Unsitte zugezogen. *)

*) Narrenbeschw. Kap. 4, 50, 80. Geuchmatt, 22 AA. Uhl's Neudruck p. 35—46.

Die Modethorheiten werden auch nicht vergessen. Das Reformationszeitalter hatte auch seine Gigerl, die Murner Phantasten nennt. Sie pflegten sich die Haare mit Eiweiß zu kräuseln und hielten viel auf diesen Putz, wie ja Götz von Berlichingen bekanntlich in seiner Lebensbeschreibung erzählt, ein Pole habe einst bei Tisch mit dem Messer nach ihm gestochen, weil Götz dem Gecken die Frisur mit dem Armel in Unordnung gebracht hatte. Der Bart wurde spitz zugekehrt, und die Spitze zu einem Ring umgebogen, oder vielleicht auch, wie Oswald von Wolkenstein (1367—1445) aus früherer Zeit erzählt, wirkliche Ringe und Edelsteine hineingeflochten. Das Wams hatte einen tiefen Ausschnitt, einen Lak, der fast bis auf den Gürtel reichte, und in dieser Oeffnung kam das Hemd zum Vorschein, dessen Bruststück auf mannigfaltige Weise verziert war. Oft war der Lak mit Spizen besetzt, und das Hemd mit goldenen Treffen benäht, ja manchmal mit Inschriften in lateinischen, griechischen oder hebräischen Buchstaben gestickt, wenn wenigstens Murners Schilderung wörtlich zu nehmen ist. Die Hosen lagen entweder ganz glatt an, oder sie waren, wie die Armel des Wamses, gepufft und geschlitz. Unter die Schliße war andersfarbiger Stoff untergenäht. Ursprünglich sollten die Schliße das reine, weiße Hemd aus feiner Leinwand durchschimmern lassen. Statt dessen aber wurden nur weiße Läppchen untergenäht, so daß das Hemd darunter schmutzig sein oder ganz fehlen konnte. Der Stoff des Kleides war auch bei den Bürgern sehr häufig Sammt. Es wurden auch enganschließende Mühlensteintragen Mode, wie Murner behauptet, damit die Läuse nicht heraufsteigen könnten, wie er denn die meisten Modethorheiten

so erklärt. Andere trugen geflammte, ausgezackte Kragen. Um den Hals wurde eine Kette von goldenen oder vergoldeten Münzen gehängt, oder einzelne Münzen oder Kreuze an gedrehten Seiden Schnüren. Ein leichter Mantel, bei Vornehmen mit Pelz verziert, wurde um die Schultern geworfen. Auf den Kopf setzte der Stuzer ein seidenes Barett, an die Finger steckte er goldene Ringe und prunkte auch mit anderm Schmuck. Das Facillet durfte in seinen Händen nicht fehlen. Es war dies ein feines Taschentuch aus kostbarem Stoff, mit Borten und Schnüren verziert, meist ein Geschenk der Dame. Man trug es in der Hand oder steckte es vorn in den Brustlaß. (Hebel hat bekanntlich noch den Ausdruck „Fazennettli“). Ganz schwarze Kleider und Schnüre rechnet Murner mit zur Geckerei. Die Stuzer pflegten auch in ihrem Benehmen sich auszuzeichnen. Sie nahmen Hunde mit in die Kirche und trugen unterwegs klappernde Holzschuhe, die sonst nur in den mit Steinfließen gepflasterten großen Räumlichkeiten üblich waren. Für ein Tanz- und Prunkkleid gab ein Narr nach Murner bis zu 2400 Gulden aus.

Die Frauen kleideten sich natürlich erst recht kostbar, gingen in Sammt, Seide und Purpur, trugen weit aufgeschnittene Ärmel, die mit feiner Leinwand unternäht waren. Oben war das Kleid, wie das Wams der Männer, tief ausgeschnitten, aber nicht nur vorn, sondern auch hinten, so daß man ihnen, wie Murner sagt, mitten auf den Rücken sah. Der Busen war bei anständigen Frauen meist mit einem Brustlaß bedeckt. Viele Weiber aber trugen die Brust bloß, stützten sie durch eine Art von Nieder oder stellten sie, wie Murner sagt, auf ein „scheftli“. Ueber diese Unsitte konnte

sich der Mönch durchaus nicht beruhigen. Er warnt die Frauen davor, ihre Blöße so gleichsam zum Verkauf auszustellen, und ruft ihnen zu: „ir reizet münich, laien, psaffen!“

Anderere trugen auch hohe Kragen, breit mit Spitzen besetzt und eng um den Hals anschließend; mit silbernen oder goldenen gedrehten Schnüren war der seidene Brustlatz verziert. Um den Hals trugen die Frauen Ketten von Gold, Perlen oder Edelsteinen. Diese Halsbänder waren mit goldenen Schlössern versehen und dabei oft ziemlich breit, so daß Murner sie mit den Halsbändern vergleicht, die die Hunde in Ungarn trugen. Die gewöhnliche Kopfbedeckung war ein gefälteltes Tuch; statt dessen wurden aber auch goldgestickte Hauben oder Barette getragen. Die Kofetten rieben sich den Hals mit Schönheitswasser ein oder auch mit duftendem Wasser, um Wohlgeruch zu verbreiten. Kinn und Wangen wurden geschminkt. Köstlich beschreibt der Dichter das Auftreten einer solchen Kofette, wie sie geschminkt und in Sammt und Seide gekleidet, mit Gold und Edelsteinen beladen, einhergeht, wie sie auf dem Markt die Hand ausstreckt und fragt: „Was kostet der Fisch?“ und dann den Fisch hin- und herzieht, damit man ihre kostbaren Ringe bewundern könne; wie sie sich von der Magd den Stuhl in die Kirche nachtragen läßt, aber nicht „bei armen Weibern“ sitzen will. Auch mit den Satiren auf die Modenarren ist es Murner bitter ernst. Er hält den eitlen Weibern vor, daß auch ihr Leib nur für die Verweßung bestimmt sei, und ruft den schöngeputzten Damen zu:

„Wan ich kleider bulen will,
Der find ich bei den köuslern vil.“*)

Die Unmäßigkeit im Essen und Trinken wird nicht ungerügt gelassen. Murner sagt, Julius Cäsar habe sich aufgehalten über die Gefräßigkeit der Deutschen, aber was er wohl jetzt sagen würde? Nicht weniger als sieben Mahlzeiten werden von ihm namhaft gemacht. Zuerst kam das Frühstück; dann das Betbrot nach dem Morgengebet; hierauf die Hauptmahlzeit mit Fisch und Fleisch und so vielen Schüsseln, wie sie nicht einmal Kleopatra gehabt habe; weiter das Abendessen; sodann das Nachtmahl, wieder reichlich; darauf die Collation, der Trunk nach dem Abendbrot, und endlich noch der Schlastrunk, zu dem gebratene Birnen und Zuckerstücken genossen wurden. Diese Unmäßigkeit in Speise und Trank habe den Deutschen im welschen Lande den Spottnamen der vollen deutschen Schweine eingetragen. Auffallen mag es, daß Murner die günstige Gelegenheit nicht benützt hat, die Narren, die sich bei Tisch schlecht aufführen, zu geißeln. Sebastian Brant hat bekanntlich ein sehr interessantes Kapitel (111.) darüber in seinem Narrenschiff, über die „Unzucht“ bei Tische.**)

Endlich sei noch zweier Krebsübel der Zeit gedacht, des Wuchers und der Lebensmittelfälschung. Zu Murners Zeit kam der Wucher unter den Christen auf, darum nennt er den Betrieb dieses ursprünglich jüdischen Geschäftes, wie schon Brant, „mit dem Judenpieß rennen“. Aber die Christen nannten das eine Wechsel-

*) N. B. Kap. 9, 12, 14, 26, 34, 41, 44, 69, 86, 94.
Auch G. M. u. S. 3.

**) N. B. Kap. 48.

bank, eine schöne Bemäntelung einer schlechten Sache, meint Murner, der das Treiben der Geldmenschen in Frankfurt kennen gelernt hatte. Er brandmarkt den Vor-
kauf, wodurch einige wenige sich bereicherten zum Schaden
des geringen Volkes. Alle alten Weiber wollten als „grem-
pen“ (Trödlerinnen, schweizerdeutsch „grämplere“) etwas
verdienen. Sogar am Sonntag hielten sie Branntwein
feil. Möchten sie alle verbrannt werden! wünscht der
Dichter.

Die Lebensmittelfälschung streift Murner nur, und
zwar nennt er die Weinfälschung, die besonders in
Bezug auf die Farbe des Weines geübt wurde. Aus-
führlicher handelt davon Brant, der Salpeter, Schwefel,
Totenbeine, Potasche, Senf, Milch, unreines Kraut als
Dinge nennt, womit der Wein verfälscht werde (N. S.
Kap. 102.) Daß Murner Brants Buch als Quelle
benützt hat, ist längst bekannt. Daß er aber doch völlig
frei gestaltet und gedichtet hat, das hat Spanier in den
Beiträgen von Paul und Braune gezeigt (18, 1—71.)
Auf das Verhältniß der beiden Dichter einzutreten, kann
ich mir also ersparen.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Sind
die Zustände jener Zeit im allgemeinen auch bekannt,
so ist es doch von Interesse, zu sehen, wie sich dieselben
in den Werken des geistreichen Franziskaners wieder-
spiegeln, wenn seine Satiren auch keine Kulturgeschichte
im strengen Sinne sind. Die sprichwörtlichen Wen-
dungen sind dem Sprachforscher jederzeit ein Genuß,
zumal da die Sprache der Neuzeit so viel an ursprüng-
licher Kraft verloren hat. Möge diese Arbeit ein wenig
dazu beitragen, das Interesse für den Dichter zu ver-
mehren.
